



# Kirche – eine sachliche Romanze

**Predigtreihe zwischen Endzeit und Advent**  
St. Michael Tübingen November/Dezember 2019



St. Michael  
Tübingen



Einigermaßen pünktlich zum 70. Jubiläum unserer Kirchweihe in St. Michael (06.11.2019) begann unsere Predigtreihe zum Thema „Kirche“. Noch mit unserer damaligen pastoralen Ansprechperson Stefan Müller-Guggemos zusammen hatten wir im Frühjahr 2019 verschiedene mit unserer Gemeinde verbundene Personen, von denen wir glaubten, dass sie uns dazu etwas zu sagen hätten, angesprochen, uns ihre Erfahrungen, Visionen, Deutungen dessen, wie sie Kirche erleben und erleben wollen, in einer Predigt mitzuteilen. Alle der Angefragten antworteten erst einmal mit einem mehr oder weniger deutlich vernehmbaren „Oje!“ angesichts des Themas – aber abgesagt hat niemand davon. Dafür sind wir unglaublich dankbar, da sich unsere Hoffnung, jenseits von strukturellen Auseinandersetzungen an den Kern dessen zu kommen, was Kirche heute sein kann und sein muss, voll erfüllt hat, auch wenn es manchmal „starker Tobak“ war.

Das hat uns ermutigt und bestärkt.

#### **Für mich persönlich gibt es ein Fazit aus 4 Punkten:**

1. Es geht nicht um die Kirche. Es geht um das Reich Gottes. Und das findet auch außerhalb der Kirche statt.
2. Wir sollten unsere Energien nicht länger in die Auseinandersetzung um Strukturen oder das, was wieder ein Papst oder Bischof gesagt oder nicht getan hat, setzen, sondern dahinein, miteinander das umzusetzen, was uns wesentlich erscheint.
3. Wir brauchen mehr oder andere Orte, Zeiten, Räume, um unseren Glauben oder das, was wir erfahren, hoffen, verloren haben, ahnen... miteinander zu teilen und ins Gespräch zu bringen.
4. Wir müssen die Pluralität unserer unterschiedlichen Erfahrungen und Vorstellungen aushalten und versuchen, diese als Bereicherung für einander zu sehen.

Ich danke allen sehr, die an der Predigtreihe mitgewirkt haben und jetzt ihre Texte zum Nachlesen zur Verfügung gestellt haben!

Barbara Wolf (Kirchengemeinderat St. Michael)  
Januar 2020

## Inhalt

---

10. November 2019  
Prof. Dr. Andreas Holzem  
**Jesus Christus selbst ermutige eure Herzen und  
gebe euch Kraft** Seite 5

---

17. November 2019  
Pfarrerinnen Dr. Anke Edelbrock und Ursula Kienle  
**Sieh hin, es ist sehr gut** Seite 11

---

24. November 2019  
Dr. Jörn Hauf und Prof. Dr. Matthias Möhring-Hesse  
**In Ihm hat alles Bestand** Seite 17

---

1. Dezember 2019  
Prof. Dr. Thomas Fliethmann  
**Das Beste kommt erst noch** Seite 27

---

8. Dezember 2019  
Prof. Dr. Bernd Jochen Hilberath  
**Getauft mit Feuer und Geist** Seite 32

---

10. November 2019 | Prof. Dr. Andreas Holzem

## Jesus Christus selbst ermutige eure Herzen und gebe euch Kraft

2 Makk 7,1-2.7a.9-14 – 2 Thess 2,16-3,5 – Lk 20,27-38

### Einführung

Ich begrüße Sie herzlich an diesem Sonntagmorgen. Auf kürzer und dunkler werdende Tage müssen wir uns einstellen, und gegen Ende des Kirchenjahres auch auf dunkler werdende Texte. Was die heilige Schrift uns heute zu sagen hat, ist nicht vergnüglich.

Wir beginnen heute eine Predigtreihe in unserer Gemeinde. „Kirche – eine sachliche Romanze“, lautet die Überschrift. Dunkler werdende Texte scheinen zu einer zutiefst verdunkelten Kirche zu passen: Die tiefe Glaubwürdigkeitskrise ihrer Leitungsstrukturen schlägt ja längst bis auf die Gemeindeebene durch. Eine „Predigtreihe zwischen Endzeit und Advent“ haben wir auf das Programm von St. Michael gesetzt. Wenn in unserer Kirche offenkundig vieles zu Ende geht, woher kommt die Heraufkunft des Neuen?

Unser Titel mag seltsam klingen: Eine Romanze pflegt gerade nicht sachlich zu sein, sondern überschwänglich. Aber es scheint so, dass wir die Wärme des anhänglichen Gefühls an diese Kirche erst dann wieder werden entwickeln können, wenn wir uns ihrer tiefen Erschütterung sehr sachlich gestellt haben. Und wenn wir anhand der dunklen Texte des heutigen Sonntags Orientierung gesucht haben, woher eine adventliche Antwort ihre Kraft beziehen könnte. Umkehr und Risiko sind die Herausforderung einer sündig gewordenen Kirche. In dieser Zeit der Vertrauenskrise geht es um nichts weniger als die Grundlagen unserer Sendung. Und es geht darum, dass wir alle wieder eine hörende, eine vertrauende, eine suchende, eine menschliche, und in alledem eine riskierte Kirche werden. Wir suchen neu unseren Halt. Nicht mehr in den Institutionen, nur noch in Gott selbst wollen wir unser Vertrauen festmachen. In einem Gott, der für uns seine eigene Menschwerdung riskiert. Davon spricht Paulus heute in der Lesung: „Jesus Christus selbst ermutige eure Herzen und gebe euch Kraft...“ Es geht um die Lebensquellen einer erschütterten Kirche, um nichts weniger. Wenn wir auf uns selbst schauen, auf unsere Gemeinde, auf unsere Kirche als Ganze – dann sollte uns das „Herr erbarme Dich“ aus tiefster Seele kommen.

## Predigt

### 1. „Prinzipiell trostlos“: Der Mensch als Frage und Wunde

Nein, wahrlich keine vergnüglichen Texte. Die erste Lesung aus dem Makkabäerbuch zeigt uns die Welt wie sie ist: die rohe Gewalt der Machthaber, die ihre Macht missbrauchen, bloß weil sie es können. Die Folterer, die das Leben nehmen, weil es ihnen Stärke vorgaukelt. Die Unmenschen, die sich weiden am Schicksal der Standfesten, weil sie es selbst verhängen können. In kleiner Münze erleben wir das Tag für Tag: Der blanke Egoismus des neuen Nationalismus. Die Mauern, die überall gebaut werden. Die Verrohung der Hass-Seiten des Internet. Die Schüsse auf eine Synagoge in Halle. Was soll da eine Romanze mit der Kirche? Die Botschaft von Gott, die wir in ihr suchen, ist nur dann eine „gute Nachricht“, wenn sie uns eine Antwort gibt auf die letzten Fragen, die uns das Leben stellt, die Fragen, in denen wir „prinzipiell trostlos“ (J. Habermas) sind, auf die wir keine eigene Antwort aus uns selbst haben. Warum ist die Welt wie sie ist, mit ihrer Schönheit, ihrer Fremdheit? Warum bin ich so, wie ich bin? Warum können wir die Abgründe nicht füllen, das eigene und das fremde Leid, die Katastrophen, für die niemand verantwortlich gemacht werden kann.

Prinzipiell trostlos lässt uns auch unsere Unfähigkeit, dauerhaft glücklich zu sein, nicht nur momentan zufrieden, die Brüchigkeit und Flüchtigkeit unserer guten Zeiten, die Wünsche, die mit jeder Erfüllung so rasch nachwachsen, die Rastlosigkeit unserer Jagden. Welchen Sinn habe ich, unter Milliarden von Menschen? Meine austauschbare Arbeit? Mein Nummerndasein als Konsument, als Wähler? Was macht mich unverwechselbar? Welchen Sinn hat es, wenn das Gute scheitert? Warum unterliegen die mit den besten Absichten, scheitern die, die es vertrauensvoll aufnehmen mit der Übermacht von Egoismus, Gier und Korruption? Was ist mit meiner eigenen Schuld? All' das thematisiert das Makkabäer-Buch: die gewaltige Macht, die das Rätselhafte, das Dunkle, das Böse über uns hat.

Und dann das Lukas-Evangelium, von dem wir heute nur die Kurzfassung gehört haben. Hinter alledem, was uns da zugesagt wird über einen Gott der Lebenden, stehen bohrende Fragen der Sadduzäer: Was ist, wenn wir sterben und wenn dadurch das ganze Leben der Überlebenden aus den Fugen gerät? Die letzte prinzipielle Trostlosigkeit ist der Tod. Derer, denen wir in Liebe verbunden sind. Mit denen wir vertrauensvoll etwas aufgebaut haben. Und die uns einfach wegsterben. Und dann alle die namenlosen Toten, auf dem Mittelmeer, im syrischen Bürgerkrieg, in den Elendsquartieren von Hunger und Seuche – ach Gott, hinter der benachbarten Wohnungstür, auf der Kinderkrebstation, auf der Landstraße. Und

irgendwann ich selbst. „Prinzipiell trostlos“ lassen uns diese Fragen, auf die wir keine eigene Antwort aus uns selbst haben. Warum soll das ein Auftakt sein, um über eine sachliche Romanze mit der Kirche nachzudenken?

### 2. Trost: Gott riskiert das Menschsein

„Er ist doch kein Gott von Toten, sondern von Lebenden; denn für ihn leben sie alle.“ (Lk 20,38) Gott ist uns eine Frage, weil wir selber uns eine Frage sind, prinzipiell ohne Trost und Rat und Antwort, die aus uns selbst kämen. Eine Romanze mit der Kirche können wir überhaupt nur haben, weil sie ein Ort ist, an dem wir über Gott als Gott der Lebenden etwas erfahren können.

Paulus zeigt uns in der Lesung nichts weniger als einen Weg, auf Gottsuche zu gehen. „Jesus Christus selbst, unser Herr –und Gott, unser Vater, der uns liebt und uns ewigen Trost und sichere Hoffnung schenkt – ermutige eure Herzen.“ (2 Thess 2,16f.;3,5) Nicht die Kirche ermutigt uns, nicht die Hierarchie, nicht die Gemeinde. Jesus Christus ermutigt uns. In dieser Romanze, wenn Sie so wollen, ist Paulus nicht sachlich, sondern überschwänglich. Paulus bringt mit diesem Satz der Ermutigung das Leben Jesu auf eine Kurzformel: Jesus Christus lässt jenen Gott durchscheinen, der uns liebt, der zu nichts anderem da ist als Trost zu schenken. Klingt allgemein, klingt fromm, klingt unverbindlich. Jesus selbst steht dafür ein, dass das nicht allgemein, sondern konkret, nicht fromm, sondern handfest und nicht unverbindlich, sondern durchschlagend ist. Zur Ehre Gottes trägt nur eines bei: die Menschwerdung des Menschen Jesus, so wie die Evangelien ihn zeigen, bringt keine neue Theorie, keine Weltanschauung, nicht einmal eine Religion. Jesus ist Menschwerdung des Menschen – und gerade darin steht er auf der Seite Gottes.

Jesus fordert nicht den Glauben an sich selbst, sondern die Umkehr zum Reich Gottes. Diese Herrschaft Gottes ist kein Guerilla-Kampf gegen die römischen Besatzer, sie ist kein asketisches Maximalprogramm für Auserwählte, und sie ist erst recht kein sklavischer Gehorsam. Reich Gottes ist die ganz unerwartete und die ganz unerhörte, die ganz unwiderrufliche Nähe Gottes. Und sie gilt keinem auserwählten Rest, sondern allen. Alle Gleichnisse sprechen ganz entkrampfend von dieser Erlösung: einen Schatz im Acker entdecken (Mt 13,44), zu einem Festmahl eingeladen sein (Mt 22,1-10; Lk 14,15-24), ausgestreuter Samen bringt hundertfältige Frucht (Mk 4,8), ein Senfkorn wächst zu einer gewaltigen Pflanze (Mk 4,30-32).

Im Reich Gottes wird das Böse überwunden, wird Schuld bedingungslos vergeben wie dem verlorenen Sohn (Lk 15,11-32) und der Ehebrecherin (Joh 8,1-11), wird mit Sündern und Zöllnern gegessen. „Heute ist diesem Haus das Heil geschenkt worden“, sagt Jesus zu Zachäus (Lk 19,9). Keine Bedingungen! „In der Herrschaft Gottes sollen endlich die Armen, die Hungernden, Weinenden, Getretenen zu ihrem Recht kommen. In der Herrschaft Gottes sollen Schmerz, Leid, Tod ein Ende haben. Es werden volle Gerechtigkeit, unüberbietbare Freiheit, ungebrochene Liebe, Versöhnung und Friede sein.“ (OHP 453)

Die Wunder unterstreichen den Anspruch Jesu, dass in seiner Gegenwart das Wirken Gottes keine Lehre, sondern eine Wirklichkeit ist. Darum sind sie Zeichen, keine Mirakel. Nicht alle werden heil, nicht alles Leid verschwindet, nicht jede Katastrophe wird ausgebügelt. Aber es scheint wie ein Blitzlicht auf, was gemeint ist mit der Hoffnung, dass Gott einst alle Tränen trocknet. Bemerkenswert ist die Zuwendung zu den Geplagten und um ihr Leben Gekommenen. Darin tut Jesus, was Herrschaft Gottes ist. Und zwar genau an denen, die alle anderen schon abgeschrieben hatten.

Jesus ist Menschwerdung des Menschen – auch für die Humanisten und die Marxisten und die Freaks und die Literaten, die mit Kirche nichts zu tun haben wollen, oder die zutiefst Enttäuschten, die es nicht mehr aushalten, etwas mit ihr zu tun zu haben. Jesus ist die Menschwerdung des Menschen – und geradedarin steht er auf der Seite Gottes. „Er ist doch kein Gott von Toten, sondern von Lebenden; denn für ihn leben sie alle.“ (Lk 20,38) Die Herrschaft Gottes kommt nicht als Sachinformation, sondern ist in diesem Menschen da, klein, keimhaft, auf Vertrauen setzend, aber ebenso freudig wie anspruchsvoll.

### 3. Halt: Kirche als Ort der Ermutigung

Mit der Kirche kann es überhaupt nur dann eine Romanze geben, wenn es eine Romanze mit diesem Jesus von Nazareth gibt und mit jenem Gott, den er bezeugt. Gott hat es riskiert, so wird es die Kirche später ausdrücken, in diesem Jesus selbst in der menschlichen Welt zu sein. Und das hat niemand in den Umgebungskulturen Israels und Jesu von Gott je sagen können. Das ist unser Halt, und nur deshalb haben wir irgendeinen Grund in Kirche ermutigt zu sein: „Ich bin kein Gott von Toten, sondern von Lebenden.“ Nicht „ich lehre“ oder gar „ich verlange“ – sondern: „ich bin“! Das ist unser Halt, wenn zur Ehre Gottes der Mensch wirklich Mensch wird. „Jesus Christus selbst aber, unser Herr–und Gott, unser Vater, der uns liebt und uns in seiner Gnade ewigen Trost und sichere

Hoffnung schenkt – ermutige eure Herzen und gebe euch Kraft zu jedem guten Werk und Wort. [...] Der Herr richte eure Herzen auf die Liebe Gottes aus und auf die Geduld Christi.“ (2 Thess 2,16f.;3,5)

Die „Kraft zu jedem guten Werk und Wort“ – sagt Paulus – das liegt allein in der Liebe Gottes und in der Geduld Christi begründet. Darin, dass sich dieser Jesus von Nazareth von den Machthabern und Folterern zu Tode schinden lässt. Und dass gerade darin Gott Mensch geworden ist: Gott ist der, der sich – in Jesus – selbst auf die Grausamkeit einlässt, mit all’ den gequälten Menschen damals und heute das Schicksal der Todesverfallenheit zu teilen. Und gleichzeitig der, der aus diesem Tod rettet. Das ist so unerhört, dass, wer immer es glauben kann, darin die größte denkbare Ermutigung erfährt. Es ist nicht die Kirche, die uns einen Grund gibt, das zu glauben. Schon gar nicht kann die Kirche verlangen, dass wir das glauben. Das hat – in der gegenwärtigen Krise – auch etwas Befreiendes: Wir müssen nicht der Kirche glauben. Sondern wir dürfen Erfahrung und Hoffnung und Ermutigung teilen: mit Maria Magdalena und den anderen Frauen, die fassungslos am leeren Grab stehen. Mit den Aposteln, denen er den Frieden wünscht. Mit Paulus, dessen Leben er umkrepelt. Das fasst Lukas in die Botschaft von heute: „Er ist doch kein Gott von Toten, sondern von Lebenden; denn für ihn leben sie alle.“ (Lk 20,38) Wir alle!

Wenn der Sinn unseres irdischen Lebens fraglich ist – und gewiss nur die Verfallenheit an den Tod: Ohne diesen Sprung der Ermutigung ist die Hoffnung auf die Nähe Gottes, auf die getrockneten Tränen, auf die überwundene Marter schlicht ins Grab gelegt, zu schön um wahr zu sein. „Eine Christusbotschaft, die nicht gerade das sagt: Er lebt, wird vor den wirklichen, radikalen Fragen des Menschseins buchstäblich uninteressant.“ (OHP 611) Denn das Entscheidende darin ist doch – über den Jesus-Humanismus hinaus, auch über Jesu Gottesverkündigung hinaus: Im Bekenntnis „Er lebt“ liegt auch unser Leben beschlossen. Er ist doch kein Gott der Toten... Die Auferweckung Jesu ist die letzte Konsequenz der Botschaft von der heilenden und rettenden Nähe Gottes, von der Jesus ausdrücklich sagt, dass sie nicht nur ihm gilt, und nicht nur den Frommen. Uns allen im Angesicht unserer Kreuze und Tode muss Gottes Nähe gelten, als Protest gegen die Bedeutungslosigkeit des durchschnittlichen Lebens, erst recht die Not des gequälten und zerstörten Lebens. An die Auferweckung Jesu glauben heißt Hoffnung über den Tod hinaus für alle zu haben, heißt Gott so ernst zu nehmen wie Jesus ihn nimmt: als Gott des Lebens. Es ist Teil dieses Rätsels, dass ich das nicht auch noch glauben muss, sondern dass ich das glauben darf. Hier kommt überhaupt erst die Kirche ins Spiel, hier verdient sie überhaupt erst meine Romanze:



als Ort, an dem diese rätselhafte Ermutigung weitergetragen wird. Und alles, was es in unserer Kirche gibt, muss sich daran messen lassen, ob es dem Weitertragen dieser rätselhaften Ermutigung dient. Und alles andere kann weg! Um hier klar zu sehen, braucht es schon eine nüchterne Sachlichkeit. In diesem Sinne: „Jesus Christus [...] ermutige unsere Herzen und gebe uns Kraft zu jedem guten Werk und Wort.“

17. November 2019 | Pfarrerrinnen Dr. Anke Edelbrock und Ursula Kienle

Sieh hin, es ist sehr gut

Gal 3, 25-29

### Dialogpredigt

**Ursula Kienle:** Liebe Gemeinde, wie in der Einführung zu der heutigen Predigt angekündigt wurde, haben wir, Anke Edelbrock und ich uns in den letzten Wochen mit der Frage auseinandergesetzt, was ist es, was uns immer wieder auf's Neue an der Beziehung zur Kirche festhalten lässt? Ja mehr noch, woher kommt die Kraft, die unseren Glauben belebt und begeistert, so dass wir unsere Kirche auch weiterhin herausfordern und für sie eintreten möchten. Besonders auch in den kritischen Auseinandersetzungen mit unseren Schülerinnen und Schülern, sowie mit unseren Studierenden, die ebenso ein feines Gespür haben, welchen kostbaren Schatz es zu bewahren gibt: Trotz Versagen und Zweifel. Und woher nehmen wir die Gewissheit, dass Glauben und Kirche untrennbar miteinander verbunden sind? – Bei Fulbert Steffensky finden wir eine Antwort: Seiner Ansicht nach: Gibt es keinen Glauben ohne Kirche, denn er fragt: Wo werden denn unsere Träume und unsere Visionen genährt? Und wohin können wir mit unseren Sorgen und Ängsten gehen? Und wo finden wir Vertrauen und Hoffnung? – Und er fragt vor allem, wo entwickeln unsere Kinder und Jugendlichen innere Zuversicht und Empathiefähigkeit? Diesen Erfahrungen und Entwicklungschancen bietet Kirche Raum: Raum für Gemeinschaft mit unseren Glaubensgeschwistern: Generationsübergreifend und Generationsverbindend, indem Junge und Alte ihren kostbaren Schatz teilen, indem sie ihre gemeinsame Basis, die biblischen Schriften öffnen und sich kritisch mit ihnen auseinandersetzen.

Und so lese ich **den heutigen paulinischen Predigttext: Galater 3, 25 – 29.** „Nachdem aber das Vertrauen gekommen ist, sind wir der Disziplinarmacht nicht mehr unterstellt. Ihr alle nämlich seid Gottes Kinder in Christus Jesus durch das Vertrauen. Denn alle, die ihr in Christus hineingetauft seid, habt Christus angezogen wie ein Kleid. Da ist nicht jüdisch, noch griechisch, da ist nicht versklavt, noch frei, da ist nicht männlich und weiblich: denn alle seid ihr einzig-einig in Christus Jesus. Wenn ihr aber Christus angehört, dann seid ihr folgerichtig auch Abrahams Samen, erbberechtigt aufgrund der Verheißung.“

**Anke Edelbrock:** „Das Vertrauen ist gekommen“ – schreibt Paulus – das bedeutet für ihn, Christus ist gekommen und mit ihm das Reich Gottes.

Mit Christus hat das Reich Gottes angefangen. Und durch die Taufe sind die Christuskünder in den Wirkungsbereich des Reiches Gottes hineingekommen<sup>1</sup>. Es ist eine neue Zeit angebrochen, in der neue Grundsätze gelten. Die beschreibt Paulus mit den beiden Versen, die aus einer urchristlichen Taufformel stammen, ja sehr konkret: „Denn alle, die ihr in Christus hineingetauft seid, habt Christus angezogen wie ein Kleid. Da ist nicht jüdisch, noch griechisch, da ist nicht versklavt, noch frei, da ist nicht männlich und weiblich: denn alle seid ihr einzig-einig in Christus Jesus“. Alle Menschen, die zuvor ihre Identitäten daraus bezogen, dass sie einer bestimmten Ethnie, einer bestimmten Schicht oder einem bestimmten Geschlecht zugehörten, sind jetzt „eins in Christus“ – die Differenzen sind aufgehoben.

So ist das auch in den Urgemeinden gelebt worden. Es taten sich politische und soziale Konsequenzen „von geradezu revolutionärer Tragweite“<sup>2</sup> auf. Juden und Griechen – Beschnittene und Unbeschnittene – haben zusammen gegessen, getrunken und das Abendmahl gefeiert. Sklaven und Freie lebten gemeinsam in Gütergemeinschaft. Auch die Unterscheidung Mann – Frau hat keine Bedeutung mehr. Durch das Eins-in-Christus-Sein fallen alle bisherigen Unterschiede weg.

**Ursula Kienle:** Stimmt! – in den Urgemeinden haben sich auch Frauen den christlichen Gemeinden angeschlossen und mit Paulus revolutionärem Taufbekenntnis „werfen sie die Unterordnung unter Männer mit dem Schleier ab“. Doch dies war keineswegs Paulus Anliegen. Paulus hat ein Gespür für patriarchale Unterdrückungsmechanismen, denen Männer ausgesetzt sind. So nimmt er z.B. die Sklaverei von Männern als Leidenssituation wahr, doch die Sklaverei von Frauen hat Paulus weniger im Blick. Dennoch wissen wir aus christlichen Legenden, dass es Sklavinnen gab, z.B. Rhode und Sabina – als Christinnen konnten sie sich mehr Freiräume in ihrem Alltag schaffen. Doch Paulus hat offensichtlich durch die Übernahme dieser urchristlichen Taufformel die Latte hoch gehängt: Gerade der Bekenntnissatz, „Da ist nicht männlich und weiblich“, scheint für viele eine große Herausforderung zu sein.

So hält auch Paulus im Grundsatz an der patriarchalen Geschlechterordnung fest. Diese begründet er schöpfungstheologisch, denn in Genesis steht „Adam wurde zuerst gemacht, dann Eva.“ Und dadurch war Paulus für mich über viele Jahre hinweg ein „bloßer Dorn im Auge“ – fast ein Grund mich vom christlichen Glauben abzuwenden.

**Anke Edelbrock:** An der Stelle hat mir der Blick auf Jesus geholfen! Wie er mit Frauen umgegangen ist! Ich hatte auch eine Zeitlang das entspre-

chende Miserior-Hungertuch in meinem Arbeitszimmer hängen. Besonders beeindruckt hat mich die Geschichte von Maria und Martha (Lk 10, 38-42), die wir im Evangelium gehört haben. Jesus unterstützt Marias Entscheidung für das Zuhören – er wertet das positiv. Mir hat das Gleichnis immer wieder Mut gemacht, den Weg zur Theologie auch durchzuziehen.

**Ursula Kienle:** Ja genau! Und ich bin in den Evangelien auf die Jüngerinnen gestoßen. Und ganz besonders hat mich hier Maria aus Magdala fasziniert. Denn als erste Auferstehungszeugin wird sie von Jesus als Apostelin ausgesandt. Sie wurde für mich zur Wegbereiterin.

**Anke Edelbrock:** Ja, die Urgemeinde hat nach den neuen Grundsätzen gelebt. Es gab da ja auch die Apostelin Junia. Paulus kannte sie persönlich – sie lebte wie der Apostel Andronikus in Rom. Paulus grüßt die beiden in seinem Brief an die Römer. Er schreibt: „Grüßt Andronikus und Junia, [...] die unter den Aposteln hervorragend sind“ (Röm 16, 7).

Junia – eine hervorragende Apostelin! Im Laufe der Kirchengeschichte hat man das leider vergessen. Im 4. Jahrhundert war das noch ganz klar: der Kirchenvater Johannes Chrysostomos schreibt in dieser Zeit: „Ein Apostel zu sein, ist etwas Großes. Aber hervorragend unter den Aposteln – bedenke, welch wunderbares Loblied das ist. Wie groß muss die Weisheit dieser Frau gewesen sein, daß sie für den Titel Apostel würdig befunden wurde.“<sup>3</sup> Spannend ist, dass sich im Mittelalter dann der Name von Junia geändert hat – beim Abschreiben des Römerbriefes ist ein „s“ an den Namen gekommen: aus Junia wurde Junias. Bei diesem Namen hatte man nun einen Mann vor Augen – und die Erinnerung an die Apostelin verblasste. Erst im 19. Jahrhundert kam es wieder zu Tage, als unter anderem der evangelische Theologe Adolf von Harnack androzentrische Züge, also eine Sichtweise, bei denen Männer im Zentrum des Denkens stehen, im Neuen Testament feststellte.

**Ursula Kienle:** Ja, genau und in den 80iger Jahren hat die Römisch-Katholische Theologieprofessorin Bernadette Brooten – nachdem die weibliche Identität von Junia wieder in Frage gestellt wurde – in einer bahnbrechenden Studie über Junia im Römerbrief, unter Hinzunahme archäologischer Forschung in der Grabsteine untersucht wurden, festgestellt, dass es den Namen Junias gar nicht gibt.

**Anke Edelbrock:** Ja, wir können froh sein, dass es Maria Magdalena und Junia gegeben hat, denn wir Pfarrerinnen stehen in ihrer Nachfolge. Es hat ja auch gedauert, bis in der evangelischen Kirche Frauen zum

<sup>1</sup> Vgl. Isolda Karle, „Da ist nicht Mann noch Frau...“ Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006, S. 227.  
<sup>2</sup> Zitiert nach Karle, S. 228.

<sup>3</sup> Zitiert nach Lucia Scherzberg, Grundkurs Feministische Theologie, Mainz 1995, S. 113.

Pfarramt zugelassen wurden. Das ist hart von unseren evangelischen Schwestern und Kolleginnen im letzten Jahrhundert erkämpft worden. Und von den Männern gab es da auch Unterstützung!  
Die ersten ev. Pfarrerinnen mussten noch zölibatär leben, wie übrigens auch vor ihnen schon die ersten Lehrerinnen. Wenn sie geheiratet haben, durften sie nicht mehr als Lehrerin bzw. nicht mehr als Pfarrerin arbeiten. Da haben dann viele – dem Beruf zuliebe – auf eine Ehe verzichtet.

**Ursula Kienle:** Oder auch den Beruf dem Ehestand vorgezogen – ohne Verzicht – frei gewählt. Durch diese Wahlmöglichkeit sind wir dem Reich Gottes, in dem neue Grundsätze gelten, ein Stück näher gekommen: Da ist weder verheiratet noch ledig noch geschieden, da ist weder evangelisch noch katholisch, da ist weder weiblich noch divers noch männlich.

**Anke Edelbrock:** Ja, Moment! Wir wissen aber alle nur zu gut, dass diese Grundsätze, die mit dem Reich Gottes gekommen sind, noch nicht vollendet sind.

**Ursula Kienle:** Ja, aber ein Stückchen sind wir dem Reich Gottes doch schon näher gekommen? – Ich meine – wie wir sehen arbeiten viele Frauen und Männer doch intensiv seit Jahrhunderten daran ... auch wir, hier (Blick in die Runde).

**Anke Edelbrock:** Ja, klar – mit dem Tod und der Auferstehung Jesu Christi hat das Reich Gottes jetzt schon begonnen. Aber Paulus schreibt eben auch ganz klar: es ist noch nicht vollendet. In dieser Zwischenzeit – in diesem „jetzt schon und noch nicht“ – leben wir heute noch! „Unser Wissen ist Stückwerk [...] wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören. [...] Jetzt erkenn ich nur stückweise, dann aber von Angesicht zu Angesicht“ (aus 1.Kor 13, 9-12). Mit diesen Worten aus dem ersten Korintherbrief beschreibt Paulus, wie es sein wird, in dem noch ausstehenden, jede Trennung von Gott und Menschen überwundenen, vollkommenen Reich Gottes.

**Ursula Kienle:** Und in der jetzigen Zwischenzeit dienen uns die paulinischen Grundsätze aus dem Galaterbrief als kraftspendende Hoffnungstexte: „Denn alle, die ihr in Christus hineingetauft seid, habt Christus angezogen wie ein Kleid. Da ist nicht jüdisch, noch griechisch, da ist nicht versklavt, noch frei, da ist nicht männlich und weiblich: denn alle seid ihr einzig-einig in Christus Jesus.“

**Anke Edelbrock:** Wenn dann aber das Reich Gottes in seiner ganzen Vollkommenheit da sein wird, wird es wie folgt sein: Es wird eine Gemeinschaft sein, die von einer fundamentalen gegenseitigen Wertschätzung und Achtung geprägt ist. Der Glaube an Christus ist die Urquelle eines schöpferischen Pluralismus, der das Denken und Leben in Völker-, Klassen- und Geschlechtergegensätzen aufhebt.<sup>4</sup> Das ist es doch, was wir beiden der jüngeren Generation mitgeben wollen!

**Ursula Kienle:** Ja – schöpferischer Pluralismus klingt gut, doch ist damit – das Aufheben jeglicher Individualität und Identität gemeint? Hältst Du das für erstrebenswert? Geradezu für paradiesisch? – Wo bleibt da die Einzigartigkeit? Die göttliche Zusage an jedes Geschöpf: Sieh hin, es ist sehr gut!?

**Anke Edelbrock:** Ja, sieh hin!!! Was siehst Du?

**Ursula Kienle:** Ich sehe die Kirche von Morgen: ein schöpferischer Pluralismus Da ist evangelisch und katholisch da ist geschieden und ledig und verheiratet, da ist divers und weiblich und männlich denn alle seid ihr einzig-einig in Christus Jesus – ja und da ist muslimisch und jüdisch und christlich denn sieh hin – alle sind wir Gottes Gute Schöpfung – getragen vom Glauben von Sarah, Hagar und Abraham. Und was siehst Du?

**Anke Edelbrock:** Ich sehe ganz viel „jetzt schon“. Ich sehe „schöpferische Tätigkeiten“ im Hier und Jetzt, die im Geist Christi geschehen. Ich versuche, das mal ganz konkret zu beschreiben: Wir haben letzte Woche hier die Wort-Gottesfeier erlebt, innerhalb derer das Brot ganz selbstverständlich in einer Gemeinschaft von Männern und Frauen ausgeteilt und gegessen wurde. Dann denke ich auch daran, dass die Verschiedenheit von katholisch und evangelisch immer weniger polarisiert. Da wird heute viel mehr auf die Gemeinsamkeiten als auf die Unterschiede geschaut. Darüber freue ich mich.

**Ursula Kienle:** Ja, so hat sich z.B. der 2015 gegründete AK-Asyl in der Südstadt ganz selbstverständlich als ökumenischer Arbeitskreis zusammengetan. Und im Zeichen der Ökumene stehen wir beiden ja auch heute hier in der St. Michaelskirche.

**Anke Edelbrock:** Aber, ich sehe da noch einen Punkt. Wir Protestanten tun uns ja durchaus schwer mit dem „eins-Sein in Christus“. Es gibt



heute nicht die eine evangelische Kirche, es gibt viele evangelische Kirchen.

**Ursula Kienle:** Und da ist diese Einheit der einen römisch-katholischen Kirche ja durchaus auch etwas Faszinierendes! Diese eine große Gemeinschaft.

**Anke Edelbrock:** Hier in Tübingen wird mir das Gemeinsame immer wieder bewusst, wenn ich das „HeiligsBlättle“ in die Hand nehme. Ganz selbstverständlich wird darin über alle katholischen Kirchengemeinden in Tübingen berichtet, inklusive der kroatischen Gemeinde und der Hochschulgemeinde. Ein entsprechendes Pendant gibt es evangelischerseits nicht.

**Ursula Kienle:** Ja, wenn wir uns immer wieder bewusst werden, was wir voneinander lernen und wie wir uns gegenseitig bereichern können, dann wird sich das „jetzt schon“ immer weiter ausbreiten. Diese Hoffnung und dieses Sehnen haben wir beiden in uns – und wir teilen es mit unseren katholischen Schwestern und Brüdern.

**Anke Edelbrock und Ursula Kienle:** Amen

24. November 2019 | Dr. Jörn Hauf und Prof. Dr. Matthias Möhring-Hesse

## In Ihm hat alles Bestand

Ezechiel 34,7-16

### **Begrüßung:**

**Jörn:** die heute von uns ausgewählte Schriftlesung aus dem Buch Ezechiel setzt sich mit dem Wohl und Wehe von Gottes Volk auseinander. Gemeint ist im Buch Ezechiel Israel, das von Gott erwählte Volk. Als Christinnen und Christen hoffen wir, an dem Bund Anteil haben zu können, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat. In diesem Sinn formuliert es auch der Apostel Paulus in seinem Brief an die Römer, wir Christinnen und Christen sind wie ein Zweig, der auf den Ölbaum Israel von Gott eingepropft worden ist (Röm 11,13-24).

Ohne dass wir die Treue Gottes zu seinem Volk Israel in Zweifel setzen dürften oder könnten, beziehen wir Christinnen und Christen die Hoffnung, zum „Volk Gottes“ zu gehören, auch auf die Kirche. Insbesondere das Zweite Vatikanische Konzil und in dessen Spur ganz aktuell auch Papst Franziskus entdeckt die Volk-Gottes-Theologie als ein prägendes Leitmotiv unseres heutigen katholischen Kirchenverständnisses.

Die Kirche als „Volk Gottes“ meint: Was immer die Kirche auch sonst noch ist, sie ist zunächst einmal die Gemeinschaft der Menschen, die an Gott glauben, - und das inmitten der Welt, in der Menschen nun einmal leben. Diese Gemeinschaft wandelt und verändert sich, so wie sich die Welt um uns Menschen wandelt und verändert.

Die Gemeinschaft derer, die an Gott glauben, das „Volk Gottes“ ist bunt und vielfältig. Denn sie besteht aus Menschen mit vielen und ganz unterschiedlichen Fähigkeiten, Begabungen, Hoffnungen, Ideen und Traditionen. Keine von diesen Fähigkeiten und Begabungen, keine ihrer Hoffnungen, Ideen und Traditionen macht allein die Kirche aus, sondern alle zusammen und in Gemeinschaft.

Am letzten Sonntag haben in diesem Sinn Frau Edelbrock und Frau Kienle von einem „schöpferischen Pluralismus“ gesprochen. Wir verstehen uns als pilgerndes Gottesvolk und glauben, dass das Reich Gottes noch nicht bereits durch die eine oder die andere Gestalt von Kirche verwirklicht ist. Das Reich Gottes ist eine Zielgröße, auf die sich das „Volk Gottes“, also wir auf vielen Wegen (und leider auch so manchen Irrwegen), mitunter auch in unterschiedlichem Tempo, zugehen.

Ein sprechendes Bild, ein vertrautes Bild: Wir Christen, die wir getauft und gefirmt sind, gehören zum pilgernden Gottesvolk, sind Teil einer weltweiten grenzen-überschreitenden Wanderbewegung auf das Reich Gottes zu. Wir sind also eine Volkskirche, ein Volk Gottes aus allen Völkern. Vor einigen Jahren konnte ich noch richtig ins Schwärmen geraten für diese biblische Verheißung. Die Sehnsucht nach Gott, das tiefe Sehnen in mir ist geblieben, aber meine Begeisterung für die Kirche als Volk Gottes, meine Leidenschaft ist doch ziemlich abgekühlt. Anderen geht es vielleicht ähnlich.

Und so lautet die große Überschrift unserer Predigtreihe ja bekanntlich: „Kirche – eine sachliche Romanze.“ Und das bedeutet: Eine Romanze zwar, aber doch recht abgekühlt, ohne Verliebtheit und ohne Begeisterung. Eine Liebe mit dem Grundton: „Muss halt“ und „Geht nicht ohne“. Im Vorfeld unserer Vorbereitungen brachte Matthias-Möhring Hesse in einer kurzen E-Mail meine Ernüchterung über die Kirche, auch hier vor Ort: in unserer Diözese, in Tübingen in unseren Gemeinden auf den Punkt. Du hast mir damals drei Fragen geschrieben – die wir nun – verkürzt – als Kyrieruf – an den Beginn und ins Zentrum unseres Gottesdienstes stellen:

Die Kirche ist „Volk Gottes“. Ist sie aber eine Volkskirche, offen für alle, die von Gott gemeint und in sein Volk gerufen werden, und geschwisterlich für all die unterschiedlichen Menschen, die nun einmal von Gott in sein Volk gerufen werden? Oder entwickelt sich unsere Kirche in Richtung einer Sekte, einer Sammlung von Intensivfrommen, Superengagierten und Leuten, die Angst haben, eigene Wege zu gehen.

Herr erbarme dich  
Wenn wir das „Volk Gottes“ hier vor Ort als Volkskirche, offen für die unterschiedlichen Formen zu glauben, fromm und überzeugt zu sein, sind. Wie machen wir das hier in St. Michael, wenn so wenig Volk kommt?  
Herr erbarme dich  
Was passiert eigentlich mit dem „Volk Gottes“, auch hier vor Ort, wenn unsere Kirche den Dreh zur Wandlung nicht kriegt und das Volk die Kirche verlässt?  
Herr erbarme dich

Lesung aus dem Buch Ezechiel 34,7-16  
„Predigtgespräch/statio“ im Anschluss an die 1. Lesung –  
Bemerkung: der Gesprächscharakter lässt sich leider nur unvollständig in einem gedruckten Text wiedergeben.

Jörn: Liebe Schwestern und Brüder,  
bei der Vorbereitung haben wir länger über unsere ernüchterte Beziehung zur Kirche und den Text gesprochen – und dies anschließend für diesen Gottesdienst als dialogisches Lehrgespräch über den Bibeltext mit verteilten Rollen stilisiert. Dabei stelle ich die kritischen Fragen und Matthias antwortet.

Verstehen Sie unser Gespräch bitte als einen Denkanstoß: Es sind unsere gemeinsamen Fragen und unsere gemeinsamen Antworten, verteilt auf getrennte Rollen. Es sind aber definitiv nicht „die“ Fragen und nicht „die“ Antworten. Hoffentlich regen wir Sie mit unserem Gespräch zu eigenen Fragen und eigenen Antworten an, die Sie mit in Ihr Andenken nehmen – und die Sie vielleicht im Anschluss an den Gottesdienst mit denen, die dann noch bleiben, besprechen wollen.

Bei Ezechiel wird das Volk Gottes als Schafherde angesprochen. Ein heutzutage wenig schmeichelhaftes Bild. Assoziiere ich Schaf doch eher mit einem „dummen Herdentier“, obwohl ich bei der Recherche über die Herkunft dieses Ausspruchs auf einen biologischen Artikel gestoßen bin, indem behauptet wird, „dass Schafe sich zwei Jahre lang die Gesichter von ca. 50 Artgenossen merken und diese unterscheiden können“ – das schaffe ich wahrscheinlich nicht.

Dennoch: Auf den ersten Blick spricht mich das Kirchenbild von einem von Hirten geweideten Schaf nicht an. Andererseits, wenn ich an die Missbrauchs- und Selbstbereicherungsfälle durch Hirten in unserer Kirche denke, an die strukturelle Ausgrenzung von Ämtern der Hälfte der Menschheit, nämlich der Frauen, dann teile ich die Enttäuschung und Wut des Ezechiel auf so manche Hirten, auf die Hirtenhierarchie in der Kirche.

Und auch wenn sich die wenigen übriggebliebenen Hirten in unseren Gemeinden große Mühe geben – fühle ich mich als Gemeindemitglied zunehmend verlassen, auf mich selbst gestellt und irgendwie unbehütet. Vor ein paar Jahren hatte ich noch das Gefühl, Teil einer stattlichen Gemeinschaft zu sein, aus alt und jung, arm und reich, zugezogen und einheimisch, Kirchnahe und -ferne, und so denke ich heute manchmal in den Gottesdiensten – wo sind denn alle die mindestens 50 bekannten Gesichter hin, die sich hier um den Altar versammelt haben und mit denen ich dachte, meine Sehnsucht nach Gott zu teilen? – Und wann kommen wieder die verlässlichen guten Hirten, die Zeit für meine Belange haben, die mich sonntags in ihren Predigten inspirieren, die sich auch außerhalb von Bürosprechzeiten um uns kümmern, die neben dem Gemeindehaus auch die Gemeinde aufbauen?

**Matthias:** Sofern wir auf bessere Hirten warten, bietet uns der Prophet Ezechiel keine schöne Perspektive, fürchte ich. In der Lesung wird mit den Hirten mächtig ins Gericht gegangen. Im Namen Gottes wirft Ezechiel ihnen vor, das Volk verraten zu haben, dem es doch zu dienen hat. Gott zieht, so Ezechiel, die Hirten zur Rechenschaft, mehr noch: Er setzt sie ab. Gott setzt nun aber keine neuen und auch keine besseren Hirten an deren Stelle. Ezechiel kündigt stattdessen an: Gott rettet „seine Schafe aus ihrem Rachen, sie sollen nicht länger ihr Fraß sein. Ich selbst ...“, so sagt Gott, sagt Ezechiel: „... Ich selbst bin es, ich will nach meinen Schafen fragen und mich um sie kümmern.“ Gott setzt sich, so Ezechiel, selbst an die Stelle der Hirten. Die „Herde“, das Volk Israel, wird dadurch allen Hirten entzogen – und ist ganz Volk Gottes. Nein, eine Hoffnung auf neue und bessere Hirten macht Ezechiel nicht. Aber er macht Hoffnung für die Zeit, in der die Hirten vertrieben und das Volk einzig von Gott „geweidet“ wird.

Ich würde gerne die Aufmerksamkeit auf das lenken, was in der Lesung für die Zeit in Aussicht gestellt, wenn Gott sich selbst zum Hirten, zum einzigen Hirten gemacht hat. Er wird seine Herde aus den Völkern führen ... Das Buch Ezechiel spielt nicht in Israel, sondern in der Verbannung in Babylon.

... und er wird sie auf den Bergen des gelobten Landes sammeln. Dort wird sie „auf guten Weideplatz lagern“. Die Herde wird „auf fetten Weiden weiden“. Und – vor allem – Gott wird sie ruhen lassen. Sie wird – endlich – zur Ruhe kommen. Sie wird ihren Frieden finden.

Ruhe und Frieden – das ist die Verheißung, die das Buch Ezechiel für das Volk Gottes bietet. Und ebenso die Verheißung für unsere Kirche, wenn wir sie denn als eine der Nachkommen Israels sehen. Wenn uns unsere Kirche als Ruhe und Frieden verheißt, dann sind wir allerdings gegenwärtig weit, sehr weit von dieser Verheißung entfernt.

**Jörn:** Ist das nicht ein zu schwaches, ein zu anspruchloses Bild?

Die Kirche und die Kirchengemeinde als Weide, als Wohlfühlort, um zur Ruhe zu kommen?

Wäre dafür nicht eine Yogagruppe nicht zuträglicher und zielführender? Wir sind doch Kirche in der Welt, wir haben doch diakonische Aufgaben, eine Option für die Armen, unsere Mission war es doch einmal, dass wir uns aktiv für mehr Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung einsetzen. Gerade hier in St. Michael gab und gibt es vereinzelt noch hoch engagierte Leute, die sich für Geflüchtete einsetzen, Alte und Kranke besuchen, Sozialausschüsse, wachsende Senioren- und Familienkreise, Festausschüsse, vielstimmige Chöre – aber ich habe das Gefühl, es werden

immer weniger, auch hier im Sonntagsgottesdienst, wir schrumpfen zusammen. Immer weniger Leute „müssen“ immer mehr machen und sind gerade dadurch auch oft überfordert und überlastet. Da ist wenig zu spüren von Ruhe und Frieden.

**Matthias:** Die Ruhe, von der Ezechiel spricht, die Ruhe „auf fetten Weiden“, – die gibt es in unserer gegenwärtigen Welt nicht. Sie gibt es aber auch in unserer Kirche nicht. Sie gibt es dort nicht im Großen und Ganzen. Und – wie Du sagst – gibt es sie wohl auch nicht hier vor Ort. Mit jeder und jedem, die oder der unsere Kirche verlässt, dürfte die Unruhe und der Unfriede bei denen zunehmen, die dabeibleiben, – vor allen bei denen, die noch dabeibleiben.

Aber heißt das, dass Ruhe und Frieden nicht gerade für uns, die dabeibleiben, dass Ruhe und Frieden die Sehnsucht ist, die uns in der Kirche hält. Dass wir in und für unsere Kirche Ruhe und Frieden ersehen und dass wir genau deshalb, dabei sind und bleiben? Ich vermute, dass es so ist, – und ich lese das Buch Ezechiel so, dass wir diese Sehnsucht mit unseren Brüdern und Schwestern aus den Urzeiten unseres Glaubens teilen. Ich glaube, wir ersehnen uns unsere Kirche als Ort, an dem wir zur Ruhe und zu Frieden kommen können – inmitten unserer Welt mit all ihren Aufregungen, Ungereimtheiten und Herausforderungen, inmitten auch unseres Lebens mit all seinen Gemeinheiten und Katastrophen, aber auch mit seinen Abenteuern und Höhepunkten.

ich vermute: Wir ersehen unsere Kirche als einen Ort, an dem wir gemeinsam und dabei gemeinsam vor und mit unserem Gott zur Ruhe und zu Frieden kommen. Mindestens diese doppelte „gemeinsam“ unterscheidet Kirche von Yoga und Tai-Chi und macht genau diese Sehnsucht besonders und einmalig.

In einer Welt, in der es diese Ruhe und diesen Frieden nicht gibt, – da sind wir im Namen unseres Gottes gefordert, die Welt besser zu machen. Ja, unbedingt. Dazu sind wir von Gott her berufen: Die Welt menschlicher zu machen – und dadurch so zu machen, wie sie von Gott gewollt ist. Deswegen sind wir aktiv – beruflich und ehrenamtlich und privat. Manchmal situativ und spontan, manchmal für eine Zeit und in einem Projekt, manchmal mit Amt, Mandat und Auftrag. Doch brauchen wir gerade in all dem, was wir tun, Ruhe und Frieden, um bei uns und mit unserem Gott zu sein, von der wir zu all unserem Tun berufen werden. Das bringt Ezechiel ins Bild: „Ich werde sie aus den Völkern herausführen, ich werde sie aus den Ländern sammeln und ich werde sie in ihr Land bringen.“ Das sollte unsere Kirche für uns Glaubende sein: „Unser Land“, auf dem wir zuhause sein können, Ruhe und Frieden finden – und gerade

dadurch, unserer Berufung „unter den Völkern“, also in unserem Engagement, in unseren privaten Zusammenhängen, aber auch in Schule, Hochschule, Ausbildung und Beruf nachkommen zu können.

Was uns als Ruhe und Frieden verheißen ist, – ist die Ruhe derer, die getan haben, was zu tun ist und genau damit zur Ruhe kommen, – ist die Ruhe derer, die Ruhe brauchen, weil sie tun haben, was sie tun können, – und ist die Ruhe, die nur dann eintreten kann, wenn man nicht immer sogleich aufspringt, weil man zu tun hat.

Diese Ruhe und diesen Frieden werden wir gemeinsam nur finden, wenn wir sie uns gegenseitig gewähren – und uns nicht immer gleich und immer wieder zur Unruhe zwingen. „Gegenseitig die Ruhe gewähren“ – daran ist für mich zweierlei wichtig:

Das Erste: Gemeinsam finden wir nur zur Ruhe, wenn wir uns gegenseitig sein lassen, wie wir sind, wovon wir überzeugt sind, wie fromm und wie religiös wir sind, wie wir in unseren Welten und in unseren Beziehungen leben und wofür wir uns in unserer Welt engagieren. Wir dürfen uns nicht wechselseitig bekehren und überzeugen wollen, dürfen uns nicht gegenseitig verpflichten wollen.

Und das Zweite: Wir müssen in der Kirche zu Ruhe kommen – und dürfen uns dazu weder zu religiösem Eifertum und starken Überzeugungen, noch zu Höchstleistungen in unserem kirchlichen Engagement und im religiösen Kult verpflichten oder uns verpflichtet fühlen. Das heißt konkret: Vor Ort darf Kirche nur genauso viel „kosten“ und genau so viel „aufregen“, wie wir tragen und vertragen können. Mehr muss nicht sein. Mehr darf nicht sein! Damit uns das möglich ist, dürfen wir für unsere Kirche keine Ideale schaffen, die wir nicht erfüllen können, – und die sowieso aus falschen Idealisierungen einer verklärten Vergangenheit stammen. Und dazu gehört auch, dass wir keine und keinen von uns überfordern – und wir daher niemandem die Arbeit ganz überlassen, an der wir uns selbst beteiligen könnten, ohne uns zu überfordern.

Beides ergibt ... eine Volkskirche. Eine Kirche all derer, die dazu gehören wollen. Eine Kirche derer, die dazugehören, ohne heiß zu laufen, ohne hundertprozentig überzeugt zu sein, ohne „alles“ und sich ganz zu geben. Eine Kirche derer, die in den Aufgeregtheiten ihrer Welten und den Herausforderungen ihres Glaubens zur Ruhe und zum Frieden kommen wollen – in einer Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern, die einen zur Ruhe kommen lassen.

**Jörn:** Wenn wir doch eine Volkskirche der unterschiedlichen und auf unterschiedliche Weise Glaubenden bleiben wollen. Wie soll das hier in St. Michael gehen, wenn so wenig Volk kommt? Was müsste anders gemacht – was müsste gelassen werden, damit wir nicht zur Sekte werden, sondern ein Ort bleiben, an dem Menschen, die so denken, sich wohl, wahrgenommen und zugehörig fühlen, auch unabhängig davon, wie viele kommen, bleiben oder auch wieder gehen.

**Matthias:** Vielleicht gibt uns unser Text dafür eine Idee – dann, wenn wir ihn gegen seine eigene Intention lesen. Der Text spielt in der Verbannung. Der Prophet Ezechiel und die Seinen müssen in Babylon leben – und dürfen nicht zurück in das verheißene Land. In dieser Situation verheißt Ezechiel, dass Gott sein Volk aus der Verbannung zurück in das verheißene Land führen wird.

Vielleicht können wir Heutigen das „aus den vielen Völkern“ anders verstehen: Wir Heutigen stammen aus unterschiedlichen „Völkern“. Wir haben unterschiedliche Überzeugungen, auch in religiöser Hinsicht. Wir haben unterschiedliche Lebensformen und leben unser Leben und auch unseren Glauben unterschiedlich. Wir sind sexuell unterschiedlich orientiert; uns bedeutet unser Geschlecht unterschiedliches. Wir sind unterschiedlich beheimatet. Und auch unsere Kirche gehört auf ganz unterschiedliche Weise zu dem, was uns Heimat ist.

Können wir uns in dieser Situation Kirche so vorstellen: „Aus den vielen Völkern“ kommend, sammeln wir uns in unserer Kirche, lassen uns in unserer Vielfalt und erkennen uns wechselseitig auch darin an, wo wir so grundverschieden und uns fremd sind, und sehen wir in dieser Vielfalt den Reichtum fetten Weiden“ unseres gemeinsamen Glaubens.

Gehen wird das nur, wenn die Menschen „aus ihren Völkern“ in unserer Kirche ankommen können. Wenn sie erfahren, dass sie auch in dem wertgeschätzt werden, was denen die schon da sind, fremd ist. Wenn uns allen diese Vielfalt auch gemeinsam etwas wert ist – auch wenn wir natürlich wissen, dass sie nicht nur schön, sondern oftmals ziemlich anstrengend und nervig ist.

Diese Vielfalt hat eine anspruchsvolle Voraussetzung: Sie braucht die Bereitschaft von uns allen, die anderen, die Schwester und Brüder im Glauben, verstehen zu wollen – und sie dabei so sein zu lassen, wie sie sind. Es braucht zugleich die Bereitschaft, sich den anderen, den Brüdern und Schwestern, verständlich zu machen, ohne sie überzeugen oder gar bekehren zu wollen.

Ein Volk „aus den Völkern“ sind wir nur dann, wenn wir wechselseitig verstehen, wovon wir überzeugt sind, was uns antreibt, was uns kümmert, was uns zur Verzweiflung bringt – und wer für uns unser Gott ist, in dem wir Ruhe finden. Und nur wenn wir uns so gegenseitig verstehen, erfahren wir, dass uns etwas Gemeinsames wichtig ist und das wir in etwas gemeinsam Ruhe finden – auch wenn wir dieses Gemeinsame gar nicht richtig in eine gemeinsame Sprache, nicht in gemeinsame Überzeugungen, nicht in eine gemeinsame Frömmigkeit bringen können. In diesem Sinn höre ich viele der Predigten in St. Michael, insbesondere in den Wortgottesdienstfeiern: Dort wird nicht gepredigt, was ich zu glauben habe. Gepredigt wird, wovon die jeweils überzeugt sind was denen wichtig und bedeutsam ist, die predigen. Und gerade so wird mir das Gesagte wichtig – und zur Predigt.

Was für die Predigten gilt, gilt ähnlich auch für alle anderen Teile unseres Gottesdienstes, mehr noch: gilt für alle Vollzugsformen unserer Kirche. Lasst uns unter einander verstehen und werden wir uns so zu Brüdern und Schwestern des Glaubens.

Dazu gehört auch, dass wir anerkennen, dass nicht für alle und nicht für alle der Gottesdienst gleichermaßen Mittel- und Höhepunkt ihres Glaubens ist, – und dass wir dennoch alle eine Kirche suchen, an dem wir mit unserem Gott Ruhe finden. Wenn uns das klar ist, finden wir auch außerhalb unserer Gottesdienste Orte und Zeiten der gemeinsamen Ruhe – und schätzen diese als Vollzugsformen dessen, was unsere Kirche ist. Wenn uns das klar ist, nehmen wir etwa unser Gemeindehaus genauso glaubenswichtig wie diesen Kirchenraum.

**Jörn:** (...) Problematik der Pluralisierung (...): Vieles von dem, was hier angeboten wird, spricht mich einfach nicht an: die abgelesenen Predigten, die religiösen Phrasen, die oft für mich so belanglosen Inhalte, die manchmal weder etwas mit den biblischen Texten noch mit meinem Leben wirklich etwas zu tun haben.

**Matthias:** Oh ja, das kenne ich. Dass ich von der Übermacht leerer Rede, sinnloser Phrasen verärgert aus dem Gottesdienst gehe – und dass in mir nichts von dem Heil ist, das in den religiösen Phrasen „beschworen“ wurde.

Leere Rede ist eine echte Gefahr kirchlicher Vielfalt. Wenn wir untereinander reden und es allen gleichermaßen recht machen wollen, von allen gleichermaßen verstanden werden wollen, dann verlieren wir uns schnell im Bedeutungslosen und Inhaltsleeren, wenn wir zwar viel, dabei aber

„nichts“ sagen, scheint uns jeder zu verstehen, wenngleich es nichts zu verstehen gibt. Wie gesagt: Auch mich ärgert diese leere Rede ungemein. Dort, wo ich eigentlich auf „fetten Weiden“ weiden können soll, gibt es nichts als „heiße Luft“.

Für ein Volk „aus den Völkern“ gibt es dazu m.E. nur eine Alternative: Eine Kultur des Verstehens.

Vielfalt wird zu einem gemeinsamen Reichtum, wenn wir uns einander darin verstehen, was uns bedeutsam und was uns gewiss ist, was uns bewegt und was uns antreibt. Dazu müssen wir lernen, uns den anderen auch mitzuteilen – und sagen zu können, was uns bedeutsam und was uns gewiss ist. Dazu müssen wir lernen, in Sachen unseres eigenen Glaubens mit Bedeutung und mit Inhalt zu sprechen. Und wir müssen Vertrauen haben, dies immer wieder zu versuchen, ohne deswegen von den Glaubensbrüdern und -schwestern belächelt oder – schlimmer noch – autoritativ bewertet zu werden.

Wir müssen in unserem eigenen Glauben sprachfähig werden. Bei den Gottesdiensten, die unsere Messdienerinnen und Messdiener gestalten, bin ich immer wieder fasziniert, wie sprachfähig und wie sprachmutig Jugendliche in unserer Gemeinde sind. Mich beeindruckt aber auch die Gemeinde, die ihren Jugendlichen zutraut, den eigenen Glauben zu erzählen, und sie dazu ermutigt, darüber zu predigen.

Eine solche Kultur des Verstehens braucht Gelassenheit: Wenn wir uns einander so verstehen, dann passiert mit uns etwas, ohne dass wir das planen und ohne dass wir das bestellen können. Es passiert, was passiert. Manchmal werden wir davon überrascht. Manchmal passiert aber auch nichts. Wir sollten mit unserer Gemeinde auch dann zufrieden sein können.

**Jörn:** (geht darauf ein...) Gelassenheit und Geduld (...) Ich könnte gut damit leben, dass mal nicht viel passiert – aber es passiert ja ganz viel: Viele treten aus, bleiben weg, suchen andere Kraftorte. Das macht mich einfach traurig.

**Matthias:** Als Nachkommen des Volkes Israel stellen wir uns in die vom Propheten Ezechiel gegebene Verheißung. Dann sollten wir aber wissen, dass wir nicht die einzigen Nachkommen sind. So gilt nicht, was Theologen in früheren Zeiten behauptet haben: Außerhalb der Kirche kein Heil. Nein, das gilt bestimmt nicht. So werden auch diejenigen, die unsere Kirche und unsere Gemeinde verlassen haben, Orte und Zeiten finden, an denen sie „aus den Völkern heraus“ auf „fetten Weiden“ Ruhe und



Frieden finden werden. Leider ist das dann nicht unsere Kirche, leider nicht unsere Gemeinde. Wir dürfen auch die Hoffnung hegen, dass wir auch Räume und Zeiten finden werden, gemeinsam mit ihnen zu weiden. Nicht in unserer Kirche, aber vielleicht am Rande unserer Kirche, in deren Nähe.

Wenn wir so hoffen, haben wir vielleicht den Mut, solche Orte und Zeiten zu suchen und zu schaffen. Kann es sein, dass die „Kirche am Eck“ ein solcher Ort ist, dass es dort bereits solche Zeiten gibt?

Dass die Verheißung von Volk „aus den Völkern“ nicht an unsere Kirche gebunden ist, heißt aber nicht, dass uns nicht jede und jeder, die oder der unsere Kirche verlässt, schmerzt. Ja, es schmerzt, weil wir als Volk Gottes mit jeder und jedem ärmer geworden sind.

Uns Zurückgebliebene ärgert dies womöglich umso mehr, als das wir vermuten, dass viele, die gegenwärtig gehen, gehen, weil unsere „Hirten“ auf Strukturen beharren, die ihnen, aber auch vielen von uns die Ruhe rauben und den Frieden nehmen, so dafür sorgen, dass wir in der Kirche keine Ruhe und keinen Frieden finden können.

Damit sind wir wieder ganz eng beim Propheten Ezechiel und bei unserer heutigen Lesung: Gottes Verheißung zielt nicht auf bessere Hirten. Sie beginnt mit dem Gericht über die Hirten und mit deren Absetzung. So gesehen, haben wir hier vor Ort doch ganz gute Karten. Wir haben keine Hirten. Aber Dank des Engagements wunderbarer Menschen weiden wir hier vor Ort doch auf recht „fetten Weiden“.

**Jörn:** Danke, Matthias. Da rührt es sich leise wieder, das Sehnen tief in mir.

1. Dezember 2019 | Prof. Dr. Thomas Fliehm

## Das Beste kommt erst noch

Liebe Mitfeiernde besonders liebe Familien der Kommunionkinder, der Familiengottesdienst fällt mit einem Sonntag unserer Predigtreihe zusammen. „Kirche – eine sachliche Romanze. Predigtreihe zwischen Endzeit und Advent“. Die Kirchengemeinde St. Michael hat in diesen Wochen ihr 70jähriges Bestehen gefeiert. Und da kommen dann so Fragen und Gedanken auf, die sich aber auch ohne Jubiläum in diesen Jahren stellen. Wie hat man vor 70 oder 50 oder 30 Jahren mal angefangen, sich für den Glauben und damit für die Kirche zu interessieren, viele sind ganz natürlich hineingewachsen, haben sich engagiert, viele haben auch eine geistige, geistliche Heimat gefunden, und was ist daraus geworden? Etlche, denen der Glaube und die Kirche wichtig sind, sind müde geworden und fragen sich: Ist es das, was ich wollte, und vor allem: Ist es das, was ich will? Seit vielen Jahrzehnten wenden sich die Menschen schleichend von der Kirche ab oder kommen gar nicht mehr in Kontakt, weil sie nicht mehr sehen, dass die Kirche eine gute Rolle in ihrem Leben spielen kann. Und der Missbrauchsskandal, der jetzt auch schon wieder seit rund 10 Jahren virulent ist, hat ein Licht auf die letzten 50 Jahren Kirche in der Welt geworfen, in dem mehr Unrat zum Vorschein kommt, als man sich je hätte träumen lassen.

Wer in seinem Glauben an Gott also je warme, romantische Gefühle gegenüber der Kirche hatte, ist ernüchtert. In unserer Predigtreihe „Kirche eine sachliche Romanze. Zwischen Endzeit und Advent“ wollen wir keine Durchhalteparolen ausgeben. Sondern wir wollen uns inspirieren lassen von biblischen Texten und dann in aller Nüchternheit überlegen, wie eine gute Rolle der Kirche in unserem Leben, im Leben von Menschen aussehen könnte. Jeder Prediger kann da nur seine Sicht der Dinge geben, vor dem Hintergrund seinen Erfahrungen sprechen. Allgemeingültige Wahrheiten gibt es nicht. Die eigene persönliche Haltung aber kann man hier aussprechen, und vielleicht ist das für den einen oder die andere eine Anregung.

Der Untertitel unserer Reihe heißt „Predigtreihe zwischen Endzeit und Advent“. Das ist zunächstmal kalendarisch gemeint: die Endzeittexte des November gehen über in die Adventstexte des Dezember. Aber natürlich hat man gleich die übertragene Bedeutung im Ohr: Es ist die Kirche, die sich in einer Endzeit befindet. Missbrauch ist der aktuelle Anlass, der zum Vorschein bringt, dass die Kirche als Organisation

gravierende Dysfunktionalitäten aufweist. Machtmissbrauch, in säkularen Kontexten heißt das Korruption; eine autoritäre, im katholischen Fall männerbündische Leitungsstruktur unter Vorsitz einer rechtlich kaum gebundenen Führungsfigur – in der Geschichte der Staatsformen heißt das „Absolutismus“; und ein Menschen- und Frauenbild, das nicht nur der christlichen Überzeugung von der Gotteskindschaft aller Menschen, sondern auch der gesellschaftlichen Einsicht widerspricht, dass sich gleiche Würde auch in prinzipiell gleichen Rechten und gleicher Einflussnahme ausdrücken muss – gesellschaftlich nennen wir das Patriarchat, und tun viel dafür, davon endlich loszukommen.

Nur in der Kirche soll es anders sein. Hier werden wir mit der Zumutung konfrontiert, eine Ordnung des Zusammenlebens für göttlich gewollt zu halten, die man in der Gesellschaft mit guten Gründen zu überwinden trachtet.

Papst Franziskus selbst hat diese Struktur als „Klerikalismus“ bezeichnet. Damit ist nicht so sehr die eine oder andere patriarchale Marotte dieses Bischofs oder jenes Priesters gemeint, obwohl es die natürlich gibt. Aber Klerikalismus ist mehr als das. Er ist eine Struktur, in der sich eine Gruppe von Menschen, in diesem Fall eben der Stand der Kleriker, ein moralisches Beurteilungsrecht über das Leben der anderen, der Nichtkleriker anmaßt. In der Kirche wird dieser Anspruch damit begründet, dass man das doch im Namen Gottes tue. Und weil, wie man sagt, Gott zurecht Forderungen an seine Geschöpfe erheben und sie auch richten, also beurteilen dürfe, meinen seine Sachwalter im Klerikerstand, sie dürften dieses göttliche Vorrecht einfach übernehmen und dann Hierarchie, also heilige Herrschaft ausüben. Manchmal, zum Glück selten, ist diese Hierarchie sehr brutal wie im Kindesmissbrauch oder in der körperlichen oder geistlichen Vergewaltigung religiöser Frauen, manchmal funktioniert diese Herrschaft subtiler durch die Aufstellung von religiösen Standards und Normen, denen man gar nicht wirklich gerecht werden kann bzw. die das Leben immer wieder vergiften mit dem Verdacht, man sei nicht „richtig“ in den Augen Gottes. Und so halten sich viele dann lieber fern, als sich immer wieder vorhalten zu lassen, dass sie den Ansprüchen nicht genügen: In ihrem persönlichen Leben, in ihrer Ehe, in ihrer Kindererziehung.

Heute beginnt der Synodale Weg, der große Gesprächsprozess, den die deutsche Kirche aus Anlass der Missbrauchsaufdeckung aufgesetzt hat. Er wird die Themen behandeln, die ich genannt habe, auch das Thema Sexualmoral. Das Problem dabei ist, dass die kirchliche, insbesondere katholische Sexualmoral in ihrer lehrhaften Form nicht primär um die Beziehung der sexuell aktiven Menschen geht, sondern um genau definierte

Akte, die erlaubt oder unerlaubt sind; um auf diese Weise die Deutungshoheit über eine sehr intime, sehr tiefgreifende Dimension des Lebens zu bekommen. Im Moment ist das große Thema, wie „richtig“ oder „erlaubt“ Homosexualität ist. Aber das ist nur die Spitze des Eisbergs, unter der sich sehr viel angestaute Verletzung durch geistlich-psychologische Übergriffigkeit im Namen Gottes verbirgt.

Ist das jetzt alles zu düster? Zu scharf und zugespitzt?

Natürlich will nicht sagen, dass das mit dem religiösen Leben alles kein Problem wäre, gäb's die Kirche nicht. Nein, das Evangelium zu verkünden ist wichtig, in aller Gebrochenheit, in der das nur möglich ist. Und weil Gott nicht harmlos ist, ist auch der Auftrag der Kirche, ihn zu verkündigen, nicht harmlos. Da braucht es wirklich Menschen, die sich entschieden darauf einlassen.

Und ich will natürlich auch nicht in Abrede stellen, dass Viele gerade in den 70iger, 80iger Jahren, der Hochzeit der kirchlichen Gemeinde, viele gute Erfahrungen in der Kirche gemacht haben, dass auch heute viele junge Leute im BDKJ gute Erfahrungen mit Kirche machen. Aber wir sehen eben auch, dass diese guten Erfahrungen sich verflüchtigen, dass sie sich im Erwachsenenalter oft nicht bewähren, oft nicht weitertragen, dass Kirche, also praktizierter christlicher Glaube, für viele die Relevanz verliert. Ich will also keineswegs gute Erfahrungen negieren. Aber: Die grundlegend autoritäre Struktur der Kirche färbt ab auf das Verständnis und die Praxis des Glaubens. Religiöser, christlicher Glaube trägt bei uns den Mantel von Geboten und Anweisungen, von richtig und falsch. Aber das wird zunehmend als unangemessen erlebt. Ein Glaube, mit dem man leben und sterben kann, ist nicht einfach eine Theorie, ein Set von Wahrheiten, und auch kein Set von Geboten. Glaube prägt die eigene Persönlichkeit und macht die eigene Identität aus. Einen Glauben muss man leben (können), nicht für primär wahr halten. Und da führt diese Kirche, so meine ich, in eine falsche Richtung.

„Diese Kirche“ habe ich gesagt. Ist eine andere Kirche denkbar? Ich weiß es nicht. Ich weiß wirklich nicht, ob die Verantwortlichen, die sich um eine Kirchenreform bemühen, diese hinkriegen, oder ob es auf einen Abbruch mit heftigen Verletzungen und Verlusten hinausläuft.

Wenn das aber so ist, gibt es dann nach der Apokalypse noch einen Advent? Der Familienkreis hat in seinem Anspiel ja versprochen: Das Beste kommt erst noch. Schauen wir mal. Aber Vorsicht: Der Gedanke an den „Advent“ ist kein Grund, sich jetzt entspannt zurück zu lehnen und in Gedanken schon mal die Lebkuchen rauszuholen. Das Evangelium von

heute, immerhin der 1. Advent, schlägt ja genau denselben apokalyptischen Ton an, den wir mit der Endzeit verbinden. Von Drangsal ist die Rede, der Himmel wird erschüttert, die Völker wehklagen, und nicht für jeden geht die Ankunft des Menschensohnes gut aus: Einige werden mitgenommen, andere werden zurückgelassen. Dass das Beste noch kommt, ist nicht selbstverständlich, sondern höchst unsicher.

Woher also die Hoffnung auf die Zukunft, auch auf eine Zukunft des Evangeliums in dieser Welt und auf Menschen, denen das Evangelium eine Inspiration für ihr Leben ist, also letztlich auch: Woher die Hoffnung für die Kirche?

Im Anspiel vorhin gabs den Kalender mit den vielen Festen und Terminen, an die man sich gerne zurückerinnerte, wenn sie vergangen sind, und auf die man sich freuen kann, wenn sie in der Zukunft liegen. Der Kalender weiß: Das schöne Weihnachten wird kommen, wir müssen nur die Tage oder die Kerzen zählen. Das geschieht alle Jahre wieder. Und wenn man die Endzeit im November hinter sich gebracht hat, geht es mit dem „Advent Advent“ von vorne los.

Irgendwie ahnt man, dass kann das Beste noch nicht sein. Ist es auch nicht. Die Texte der Endzeit und des Advent sprechen von einer anderen Art von Zukunft. Sie sprechen von einer einmaligen Zukunft, die das ewig Gleiche unterbricht. Und damit meine ich nicht, dass sich da in der Zukunft mal so ein kosmisches Ereignis mit Posaunenschall ereignen wird und eine Jesusfigur auf Wolken durch den Himmel fährt. Das ist eine bildliche Rede, und nach 2000 Jahren sollten wir auf sowas nicht länger warten. Die meisten Menschen tun das auch nicht.

Nein, diese Texte und diese Bilder meinen eine Zukunft, die immer vor uns liegt. Eine Zukunft, die immer möglich ist, egal, wie verfahren die Gegenwart ist, aber auch, egal wie gemütlich wir es uns in unserer Gegenwart einrichten. Leben mit Zukunft ist immer mehr als das, was gerade der Fall ist. Dorothee Sölle hat das in den Satz gekleidet „Es muss doch mehr als alles geben“ und damit von einer Sehnsucht gesprochen, die sich nicht mit dem Gegebenen zufriedengibt, mag man es gerade ändern können oder nicht. Die Texte der Endzeit und des Advent sind Sehnsuchtstexte, die von einem größeren Sinn des Lebens sprechen, den es vielleicht gibt, wenn man ihn sucht. Sie sind keine Zukunftsprognosen und keine Garantie für ein Happy End.

Von der Kanzel klingt das sehr pathetisch. Ich glaube, eine Kirche, die in Zukunft Relevanz hat, muss ein Ort sein, an dem diejenigen zu Wort

kommen, die von dieser Sehnsucht umgetrieben werden, die mehr suchen als das, was es gibt, damit sie von ihrer Sehnsucht und ihrer Hoffnung erzählen können. Und zwar genau so, wie es sich in ihrem Leben wirklich verhält. Nicht so, wie es laut Katechismus zu sein hat. Ein Ort, an dem sie sich gegenseitig ermutigen oder auch, – ja, das ist ein schwieriges Wort – trösten können. Denn das Leben ist nicht immer sinnvoll oder hoffnungsfroh. In der Kirche, die in Zukunft Relevanz hat, muss es um Sehnsucht und Hoffnung gehen, die sich bewährt, auch wenn sie manchmal enttäuscht wird. Und das kann nicht zu glauben angeordnet werden, sondern es müssen Lebensgeschichten erzählt werden, die zu Sehnsucht und Hoffnung ermutigen.

Was können wir in der Kirche den Kommunionkindern bieten, die sich auf den Weg machen? Sicher keinen Schutz vor den Fährnissen des Lebens. Da werden die einen Glück haben, die anderen nicht; das Leben der einen wird gut gelingen, das Leben der anderen wird schwieriger sein. Die Hoffnung und der Trost, um die es in der Kirche geht, sind nicht kitschig, auch wenn – gerade so rund um Weihnachten – die Grenze da fließend ist. Aber was die Hoffnung und das Vertrauens ins Leben antreibt, trotz allem was passiert und trotz aller Enttäuschungen und Niederlagen, die es gibt, davon wäre in der Kirche zu reden. Und von einer solchen Atmosphäre realistischer Hoffnung sollten die Kinder lernen und ihr Vertrauen ins Leben gewinnen.

Man sage nicht, dass das zu wenig ist, dass das wieder zu sehr nach innen gewandt ist. Denn: Es gibt wahrlich genug Katastrophen in der Welt, es gibt genug Endzeitstimmung in der Welt. Gestern haben sich Tausende zur Klimademo getroffen. Manche der Besorgten meinen, es wäre eh schon zu spät, um einen menschenverträglichen Klimawandel noch herbeizuführen – Katastrophenstimmung, Apokalypse.

In dieser Situation tun Menschen gut, die trotzdem anfangen zu tun, was nötig ist. Die das Apfelbäumchen pflanzen, und die von einem Hoffnungsvorrat schöpfen können, der ihnen aus ihrer Glaubenserfahrung zuwächst, die authentisch sagen können: „Fürchtet Euch nicht“. Aber das Ganze eben nicht als christliche Propaganda, sondern aus einer gelebten Hoffnung heraus. Nach den Gründen dieser Hoffnung befragt (aber erst dann), werden sie von Gott reden, werden sie vom Leben und Sterben Jesu Christi reden, aber sie werden es verhalten tun, fast scheu, denn auch diese Gründe bleiben Sehnsuchts- und Hoffnungsgründe, derer man nicht habhaft ist, sondern auf die man sich einlassen muss. Dass also das Beste noch kommt, ist keineswegs gewiss; aber darauf zu hoffen, kann ein Leben tragen.

## Getauft mit Feuer und Geist

### „Heiliger Geist!“ – „Feuer!“ – „Geist!“ – „Feuer!“

Hand aufs Herz: Bei welchem Aufschrei sind Sie aufgeschreckt? Möglicherweise hier in der Kirche überhaupt nicht, höchstens wegen der ungewohnten Lautstärke am Predigtbeginn. Und draußen im Alltag gewiss bei „Feuer“, denn das können Sie einordnen: In der Regel zweifeln Sie nicht an der Echtheit, jedenfalls vergewissern Sie sich zunächst, eilen hin und ergreifen gegebenenfalls Löschmaßnahmen.

Und bei „Geist“? – Wir sprechen zwar von „Geistesblitz“, aber das ist nichts Erschreckendes! Hier im Schwäbischen kennen wir den Notruf „Herr, wirf Hirn raa!“, also mehr Geist bitte oder überhaupt. Aber würden wir hinrennen, wenn es irgendwo ruft „Geist, Geist“?

Und „Heiliger Geist“? – Ruft das überhaupt jemand lautstark aus? Vielleicht müssen ja unsere Gebete zum Geist lauter, nachdrücklicher werden. Das ist das eine.

Das andere: Wer von Ihnen hat schon mal den hinweisenden Ausruf gehört „Da, Heiliger Geist!“?? Also so wie „Da, Feuer!“?? Könnte es sein, dass wir den Ausruf, den Hin-Ruf überhören – falls es einen zu hören gäbe – , weil wir gar nicht mehr damit rechnen? Vielleicht auch, weil uns die suspekt sind, die so enthusiastisch begeistert auftreten, nicht nur Geistgebet, sondern auch die Geisttaufe praktizieren? Diese pfingstlerischen Evangelikalen, diese „wild-charismatischen Bewegungen“? Wenn es echt ist, kann da Geist zu spüren sein. Andererseits: Wenn das nicht unser spirituelles „Ding“ ist, sind wir dann geist-los? Sind wir den Geist los?

Nicht wenige kirchliche Hierarchen waren und sind erleichtert, wenn sie diesen Geist loswerden können. Das war schon in den Anfängen so: charismatische Gruppen in der Kirche waren verdächtig, besonders wenn sie auch noch Frauen als Prophetinnen in ihren Reihen hatten. Oder wenn ein Theologe wie z.B. Tertullian zu Beginn des 3. Jahrhunderts behauptete, der Geist sei bei den Anhängern des Propheten Montanus und jedenfalls nicht bei den Bischöfen.

Gewiss gab es auch Gruppierungen, bei denen man nicht mehr wusste, ob deren Geist noch der Heilige Geist war. Das verstärkte die Reserve, ja die Angst gegenüber allem Charismatischen. Sicherheitshalber wurde

der Geist an das hierarchische Amt gebunden. Und die Amtsträger sind dann auch noch für die Unterscheidung der Geister zuständig! Noch auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil hatte das Konzept einer charismatischen Kirchenordnung keine große Chance. Es war von Hans Küng formuliert worden, und es wurde in der Konzilsaula immerhin von Kardinal Frings vorgetragen.

So frage ich mich – und Sie vermutlich auch – beim Hören des heutigen Evangeliums: Hat „die“ Kirche die Verheißung des Täufers Johannes halbiert: nach mir wird einer kommen, der mit Heiligem Geist und Feuer tauft? Geblieben ist die Taufe – mit Wasser. Taufwasser als Löschwasser für den Geist??

Liebe Jesus-Anhängerinnen und -Anhänger, liebe Gemeinde, liebe Kirche in Tübingen: dabei muss es doch nicht bleiben! Beim Vorbereiten habe ich mich gefragt, was das für mich bedeutet „mit Heiligem Geist und Feuer“ getauft zu sein. Ja, für den Heiligen Geist habe ich mich tatsächlich schon als Schüler interessiert, zu ihm gebetet, als Theologe über ihn geschrieben, häufig von einem Stoßgebet begleitet. Und „Feuer“? Nun, ich taufe nicht zum feurigen Charismatiker, auch wenn mir Begeisterung nicht fremd ist, wenn ich mich begeistern kann, freilich häufig eher von innen heraus, wenn etwas stimmig ist, mir geschenkt wird, vielleicht überraschend gelingt.

Aber Feuer? Nun ist das Feuer ja ambivalent, es kann wärmen, zum Glühen bringen, und es kann verbrennen, in Flammen zerstören. Die Bibel kennt diesen ambivalenten Charakter des Feuers, das sich gerade darin als religiöses Symbol empfiehlt: So verzehrt einerseits das Feuer die Frevler, andererseits offenbart sich Gott im Feuer. Und Jesus sagt (Lk 12,49) zu seinen Anhängern: „Ich bin gekommen, um Feuer auf die Erde zu werfen, und wie froh wäre ich, es würde schon brennen.“ Was soll brennen? In einer Auslegung für die Predigt (Dienst am Wort 6/2013) heißt es: Die Schärfe dieser Worte („Feuer“, „Spaltung“, „Zwietracht“) provoziert in einer kirchlichen Situation wie der unseren, wo viel von Dialog, Communion gesprochen wird und manche der Kirche Müdigkeit attestieren oder sie auf dem Rückzug sehen. Die Worte Jesu bei Lukas lassen darauf schließen, dass es entsprechende Tendenzen des Rückzugs in die Ungeständigkeit auch in der frühen Christenheit gab. Lukas setzt dagegen die Konsequenz und Entschiedenheit, mit der Jesus den „Weg nach Jerusalem“ geht und gestaltet sein Evangelium ab der markanten Stelle Lk 9,51 ganz nach diesem roten Faden. Jesus geht bewusst „in die Todestaufe hinein“. Weniger das stellvertretende Leiden wird betont, sondern der Christus vor Augen gestellt, der uns vorangeht und die Bahn bricht, damit seine Jünger

hinter ihm her „das Feuer des Reiches Gottes und der Liebe in die Menschheit tragen“.

Ja, auch das, was weh tut gehört zum Feuer: Ausbrennende, Ausschmelzende, Läuternde gehört wohl zu diesem Feuer, sozusagen das Fegefeuer auf Erden.

Aber das ist in der Perspektive Jesu nur die Rückseite der Medaille, die Geist-Währung steht auf der Vorderseite: „das Feuer des Reiches Gottes und der Liebe“. Gemeint ist nicht, dass wir bei einem Gottesdienst aller Tübinger Katholiken, Christenmenschen Wunderkerzen schwenken und „die Sache Jesu braucht Begeisterte“ singen. Oder doch, wenn es durch unseren geistbewegten Alltag gedeckt ist, wenn es geist – stimmig ist (und wir dazu noch einen so tollen Gospelchor wie heute unter uns haben)! Denn in der Tat, d.h. jetzt: dem Evangelium entsprechend, der „Freude des Evangeliums“ gemäß, von der Papst Franziskus spricht, dieser Frohen Botschaft zustimmend braucht es die Begeisterung, die Begeisterten für die Sache, das Reich Gottes. In einem anderen neuen geistlichen Lied – es ist nicht mehr so neu und ich mag es nicht mehr besonders, aber immerhin – heißt es: „einer hat uns angesteckt“. Und schon in unserer reichen Gebetstradition flehen wir geradezu „Komm, heiliger Geist, und entzünde in uns das Feuer deiner Liebe!“

Für ein Zeltlager mit Ministranten hatte unser Jugendkaplan bei Ordensschwwestern eine Fahne, ein Banner nähen lassen mit einem lodernden Lagerfeuer. Das sollte Symbol sein, dass die Jungs sich begeistern, entflammen lassen sollten. Klingt dramatisch, gemeint ist Alltag: An 10 von 14 Tagen Zeltlager regnete es, der Weg hinunter zur Quelle, an der in Kanistern das Wasser zu holen war, wurde immer rutschiger und bergauf immer glitschiger. Aber wenn die Lagerführung rief „Feuer“, sprangen jedes Mal einige Jungs auf und schnappten sich die Kanister.

Feurige Begeisterung der mit Heiligem Geist und Feuer Getauften zeigt sich im Alltag und viel seltener in außergewöhnlichen Situationen. Im Alltag, wenn es darum geht, für andere da zu sein – das ist Praktizierung des Reiches Gottes – oder für sich selbst die Hoffnung auf ein sinnvolles Ganzes zu bewahren oder neu zu gewinnen. Mit Blick auf Biographien von Zeitgenossen hat Karl Rahner in seinen Meditationen auf Pfingsten formuliert:

„Da ist einer, der mit der Rechnung seines Lebens nicht mehr zurecht kommt, der die Posten dieser Rechnung seines Lebens aus gutem Willen, Irrtümern, Schuld und Verhängnissen nicht mehr zusammenbringt, auch wenn er, was ihm oft unmöglich scheinen mag, diesen Posten Reue hinzuzufügen versucht. Die Rechnung geht nicht auf, und er weiß nicht,

wie er darin Gott als Einzelposten einsetzen könnte, der Soll und Haben ausgleicht. Und dieser Mensch übergibt sich mit seiner unausgleichbaren Lebensbilanz Gott oder – ungenauer und genauer zugleich – der Hoffnung auf eine nichtkalkulierbare letzte Versöhnung seines Daseins, in welcher eben der wohnt, den wir Gott nennen...“ (K. Rahner, Erfahrung des Geistes, Freiburg 1977, 38).

Liebe Jesus-Anhängerinnen und -Anhänger!

Darum geht es: um das Vertrauen auf Gottes Geist, seinen heiligen-heilenden Geist und darin und durch unser Dasein für andere, wie Dietrich Bonhoeffer das Wesen Jesu bezeichnet hat, (Dasein für andere) das Reich Gottes zu praktizieren. Es geht nicht um die Kirche, sondern um Gottes Reich, darum, dass wir Menschen so miteinander leben, wie Gott sich das für seine Schöpfung, für sein Projekt Menschheit gedacht hat. Der Heilige Geist wird dafür sorgen, dass Gott sich nicht verkalkuliert! Und er wird als „Seelenfünkeln“, wie es Meister Eckhart genannt hat, in uns brennen, meist alltäglich-selbstverständlich, manches Mal auch durch uns als Fanal.

Ja, Feuerzeichen haben wir als Einzelne und vor allem als Gemeinde, als Kirche am Ort Tübingen zu geben, wenn die begeisternde, uns selbst und andere befeuernde Praxis des Reiches Gottes behindert oder gar verunmöglicht wird. Dann ist darauf zu achten, ob uns der Heilige Geist zur Selbsthilfe anfeuert, denn immerhin heißt es im Neuen Testament, in der auf das Ende blickenden Geheimen Offenbarung des Johannes, dass die Gemeinden auf das hören sollen, was der Geist ihnen sagt, der Geist und nicht die hierarchische Obrigkeit! Im Ernstfall machen wir es also so wie vor 1.800 Jahren der Theologe Tertullian.

Dazu brauchen wir keine offensive Stadtmission bestimmter charismatischer Prägung, sondern die nüchterne Begeisterung für das Reich Gottes. So ist das doch wohl gemeint in dem Motto unserer Predigtreihe: Sachliche Romanze – an der Sache des Reiches Gottes orientierte nüchterne Begeisterung und auf diese Weise eine feurige Romanze.





St. Michael  
Tübingen

Hechinger Straße 45  
72072 Tübingen  
Tel: 07071/91 63-0  
[www.katholisch-tue.de](http://www.katholisch-tue.de)